«Evidence-based» Komplementärmedizin – eine Utopie?

K.

Linde

Dr. Klaus Linde, Projekt «Münchener Modell», Ludwig-Maximilians-Universität, Kaiserstrasse 9, D-80801 München (Deutschland)

«Evidence-based» Komplementärmedizin – eine Utopie?

EBM ist derzeit eine gefragte Abkürzung. Allerdings unterscheidet sich die Bedeutung in deutscher und englischer Sprache völlig: «Einheitlicher Bewertungsmaßstab» und «Evidence-Based Medicine». Evidence-Based Medicine ist nicht nur der Name einer neuen und ungewöhnlichen Zeitschrift, sondern einer Strömung, die die Umsetzung von Forschungsergebnissen in die Klinik bzw. in die Praxis vorantreiben will. Dabei ist es nicht das Ziel, dass Ärzte bei der Behandlung ihrer Patienten blind den Ergebnissen doppelblinder Studien vertrauen sollen, sondern dass sie bei der Wahl ihrer Strategie auf die Ergebnisse klinischer Studien zurückgreifen können und sollen. Ob nun im Lancet, im British Medical Journal oder im Journal of the American Medical Association, überall wird Evidence-Based Medicine – durchaus kontrovers – diskutiert. Die Zeitschrift Evidence-Based Medicine, vor wenigen Wochen erstmals erschienen, ist sicherlich ein wichtiges Sprachrohr dieser Bewegung: In dem zweimonatlich erscheinenden Journal werden etwa 50 nach definierten Kriterien ausgewählte, besonders relevante, neue Studien zu verschiedensten medizinischen Themen – von Therapiestudien über Arbeiten zu diagnostischen Methoden bis hin zu Kosten-Nutzen-Analysen – strukturiert zusammengefasst und von Experten diskutiert. Die Zeitschrift ist also ein einziger grosser Journal Club (ähnlich dem ACP Journal Club – einer zweimonatlichen Beilage der Annals of Internal Medicine – in den USA), der vielbeschäftigten Ärzten einen schnellen Überblick über wichtige neue Erkenntnisse vermitteln soll. Ein weiterer grosser Proponent der Evidence-Based Medicine ist die Cochrane Collaboration, ein weltweites Netzwerk mit dem Ziel, systematische Übersichtsarbeiten der klinischen Studien in allen Medizinbereichen zu erstellen, fortlaufend zu aktualisieren und zu verbreiten (siehe auch FORSCHENDE KOMPLEMENTÄRMEDIZIN 1994;1:152-153).

Evidence-Based Medicine ist vor allem deshalb nicht unumstritten, weil (schulmedizinische) Skeptiker dieses Ansatzes eine zu mechanistische Bestimmung der Therapiewahl durch Studien befürchten. Wenn Evidence-Based Medicine schon in der «konventionellen» Medizin nicht einhellig begrüsst wird, warum sollten wir in der Forschenden Komplementärmedizin uns mit diesem Thema überhaupt abgeben? Ein Grund ist sicher, dass Evidence-Based Medicine nicht (völlig) aufzuhalten sein wird und in Zukunft gesundheitspolitische Entscheidungen stark mitprägen wird. Ein Grund ist auch, dass die Zeitschrift FORSCHENDE KOMPLEMENTÄRMEDIZIN die grundsätzlichen Ziele der Evidence-Based Medicine in ihrer Konzeption zum Teil selbst vertritt. Komplementärmedizinische Handlungsweisen mit wissenschaftlicher Evidenz zu unterlegen oder auch zu hinterfragen, ist ein zentrales Anliegen der Zeitschrift. In jedem Heft findet sich ein Journal Club, der sich mit Forschungsvorhaben ähnlich auseinandersetzt wie die oben erwähnte Zeitschrift. Nach zwei Jahren Mit-Koordination des Journal Clubs stelle ich mir aber verstärkt die Frage, inwieweit die dort besprochenen Arbeiten

– und allgemein die Mehrzahl der klinischen Studien im Bereich Komplementärmedizin – überhaupt von praktischer Relevanz für die naturheilkundlichen Ärzte sind. Viele der Studien zeigen zwar, dass Forschung zu komplementärmedizinischen Interventionen durchaus möglich ist, jedoch sind die Fragestellungen leider viel zu oft nur von theoretischer Relevanz. Solche Bedenken sind natürlich nichts Neues; die Forderung nach einer Verstärkung der pragmatischen, mehr an praxisrelevanten Fragestellungen orientierten Forschung ist aber nach wie vor aktuell. Ein vermehrter Einbezug der Praktiker und Kliniker in Planung und Auswertung klinischer Studien ist unabdingbar. Um dabei nicht «auf Gedeih und Verderb» den – klinisch naturheilkundlich meist nicht oder nur eingeschränkt kompetenten – Methodikern «ausgeliefert» zu sein, sollten komplementärmedizinisch orientierten Ärzten im Rahmen von Fort- und Weiterbildung auch Grundlagen in der Methodik klinischer Forschung vermittelt werden. Evidence-Based Komplementärmedizin – also der Versuch, Entscheidungen zu komplementärmedizinischen Interventionen aufgrund von klinischer Forschung zu treffen – ist derzeit sicher eine Utopie. Ein vernünftiges, begrenztes Fortschreiten in dieser Richtung ist aber mit Sicherheit wünschenswert.